

Die einheimische Elfenbeinschnitzerei

Autor(en): **Rogorsch, Isolde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 28

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ei — schade! Doch mußt du's am besten wissen!“ lächelte Selim schelmisch-freundlich. „Dann aber beschau' dir einmal dieses Rößchen hart nebenan — Durchschnittschlag zwar nur, doch gut gehalten und rund gefüttert. Das taugt dir zum Reiten und zieht dir daneben das Wägelchen mit deinen Handelswaren nach irgend einem fremden Markt hin, schaffst du einst mehr als der hiesige aufnimmt. Auch dieses Tier scheint mir recht wohlfeil. Biete darauf und wahr' deinen Nutzen.“

„Ich kenne dich nicht mehr!“ wehlagte Gulam. „Bist du denn auf einmal ein Rößkamm geworden? Erhältst du gar Schmusgeld von diesen Händlern? Was tu' ich — als Waffenschmied — denn mit Pferden? Laß mich doch mit solchem Unsinnen in Ruhe. Wer nichts vom Rößkauf versteht, wird bekanntlich allzuleicht dabei betrogen.“

„Sahahaha!“ Ein vergnügtes Gelächter des Sonderlings ließ Gulam verstummen. „Ha — du scheuchst dich vor einem Pferdehandel“, raunte Selim, „und glaubst — die Heiligen mögen dir deine Unschuld belohnen — der Frauenhandel sei nicht so gefährlich? Gott — er ist's noch viel mehr! Sieh — hier der Prachtsrenner — das ist deine schöne, doch arme Zobeide. Du sagst ja selbst, solch ein vornehmes Wesen taugt für einen Pascha mit Dienern. Ich warne dich, nimm dir nicht eine Frau, die allzuprätig auftritt, um sich dauernd an einen Mann deines Schlages zu ketten, die dich auffriszt, bis sie in rechter Form prangt, die dann paradieren will, einer ganzen Menge von Männern zu Gefallen und welche dir ausschlüpft, oder verlauert, sperrst du sie eifersüchtig ein in dein allzu einfach-schmudloses Ställchen. Muß einmal geraten sein, dann empfehl' ich das Durchschnittspferd — deine habliche Witwe. Sie bringt dir gleich Sattel und Zaumzeug — ihr Geld — mit; sie wird dich pflegen in franken Tagen und wird dir beistehn bei deiner Arbeit, zufrieden mit einfachem Mann und Futter. Nimm das Wagenpferd! Laß den Renner dem Pascha! Das bleibt mein Rat — gute Nacht, lieber Gulam!“ —

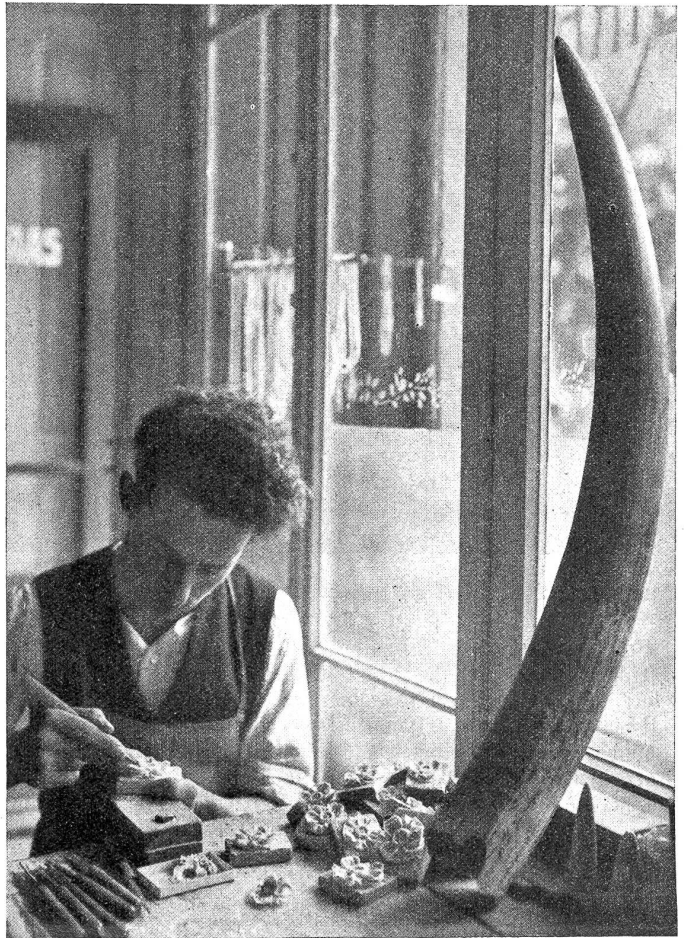
Und verschwunden vom Marktplatz war Selim ben Idrak, zum Aerger des Waffenschmieds, der seine Frage allzu gern von hinten und vorn, von rechts und links her beleuchtet gesehen und bis ins Endlose besprochen hätte. Der Sonderling indes strich hinaus zum marmorstillen Friedhof, wo die Steinmale starr wie Gespenster standen und Bappeln gleich Riefenfinger empor zum Weltenwanderheere wiesen, bisweilen vom Nachtwind schaurig geschüttelt. Und aus dem Funkeln und Gleißeln der Wanderer droben auf allweiten Sternbahnen holte sich auch der Erdenwaller sein seelisch Gleichgewicht zurück. So kehrte er schließlich heim zu mit der Ruhe eines der Wesen, welche sich wortlos mit ew'gen Gestirnen unterhalten

Ein voller Mond war dahingeschwunden. Die Rosenblätter aus den Gärten hatte der Sommerglutwind zerstreut und der Blütenduft schwebte nicht mehr als Wolke von Wohlgeruch über der Perserstadt Schiras. Eines Tages nun — sie hatten sich seit dem Tag auf dem Pferdemarkt nicht mehr gesehen — eines Tages also begegnete Selim wieder dem jungen Waffenschmied Gulam. Dieser jedoch schien diesmal nicht Willens, den Ratgeber wieder am Ärmel zu zupfen. Im Gegenteil — er wär' ihm gewiß am liebsten völlig ausgewichen. Selim aber vertrat ihm den Weg: „Gott sei gepriesen — er führt dich in Gnade wieder einmal mit mir zusammen. Du schaust so verheiratet aus, das kenn' ich. Da ist man nicht mehr Herr seiner Gedanken. Nun, Guter, verkünde mir wenigstens — hast du das Renn- oder Wagenpferd geehlicht?“

„Den Re—renner!“ stotterte Gulam verlegen.

„Und — wie pariert er dir denn?“

„Oh, ihr Heil'gen — er ist mir — schon wieder ausgerissen!“



Elfenbeinschnitzler an der Arbeit.

„Hah — ausgerissen?“

„Mit einem Armenier — oh — hätt' ich doch nur deinen Rat beherzigt.“

„So kauf' nun das Rutschenpferdchen.“

„Ach — weiser Selim — auch das hat inzwischen sein Ställchen gefunden“

„Oh Gulam — da stehst du ... ein Zammerbildnis. Ich möchte mich prügeln. Oh hätt' ich Esel dir damals doch zum Renner geraten.“

„Hei — warum?“

„Dann würdest du ganz sicher die habliche Witwe bevorzugt haben und lebtest nun glücklich mit ihr zusammen.“

„Du meinst?“

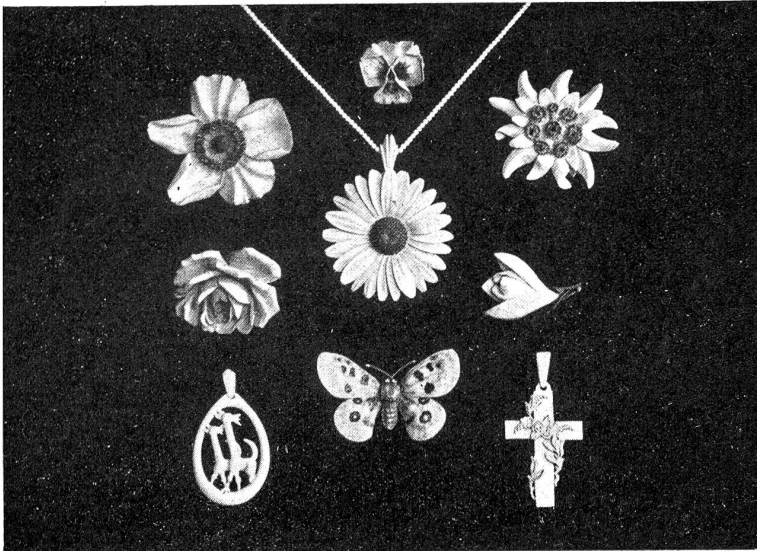
„Oh Allah — bei Wetter und Heirat — da glaubt ihr Narren doch stets das Verkehrte und tut auch darnach.“

„Aber — weil du nun hier weilst — so sag' mir ...“

„Unglückswurm — troll' dich von dannen! Ich wünsche dir Wohlsein und langes Leben — doch suche dir einen andern Ratgeber.“

Die einheimische Elfenbeinschnitzerei.

Schon die Pfahlbauern haben sich mit der Elfenbeinschnitzerei befaßt. Ägypter, Assyrer, Griechen und Römer, Inder und Japaner pflegten diese Kunst vor allem zur

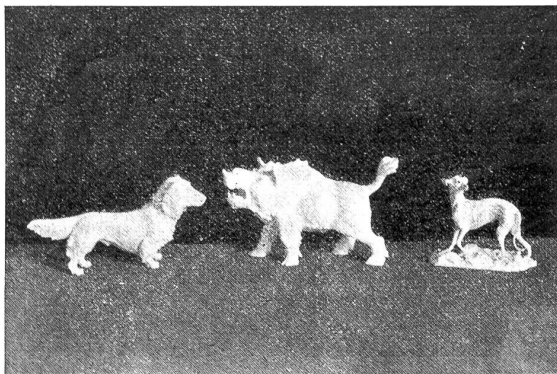


Broschen und Anhänger aus Elfenbein.

Beschönnerung ihrer Wohnstätten und für Tafelschmuck. Die frühchristliche Zeit setzte die Elfenbeinschnitzerei fort. Im 11. und 12. Jahrhundert verfertigte man fast alle kirchlichen Geräte aus Elfenbein, im 13., 14. und 15. Jahrhundert hingegen widmete man sich ausschließlich den Profanarbeiten, d. h. der Herstellung von weltlichen Erzeugnissen. Den mächtigsten Aufschwung aber erlebte diese Kunst im 17. Jahrhundert, wo sie geradezu tonangebend wurde. Das 18. Jahrhundert brachte die Einführung der Elfenbeinschnitzerei auch für die Schweiz, und zwar vornehmlich für das Berner Oberland, das heute noch über eine äußerst hochwertige Produktion verfügt.

Es sind aber nur wenige Firmen, die dieses Gewerbe selbständig betreiben. Dafür besitzen sie, dank der Qualität ihrer Erzeugnisse, ein ausgedehntes Absatzgebiet. Das Rohmaterial wird aus dem belgischen Kongo bezogen, und besteht einerseits aus dem gelblichgetönten Elfenbeinzahn, andererseits aus den blendend weißen Eckzähnen des Unterkiefers vom Wallroß, die ein Gewicht von 3—4 Kilogramm und eine Länge von 60—70 Zentimeter haben.

Nur die rohe Zurüstung liegt der Maschine ob. Die ganz feine Schnitzarbeit geschieht von Hand, im Unterschied zu den ausländischen Waren, die größtenteils von der Maschine gedreht sind.



Tierfiguren aus Elfenbein.

Die Berner Oberländer stellen in der Hauptsache Schmuckgegenstände, wie zartgeschwungene Anhänger, Broschen und reichverzierte Armspangen, Zigarrenspitzen, Stock-

griffe, Vasen und naturgetreu nachgebildete Blumen und Figuren her.

Eine besondere künstlerische Begabung zeigt sich in der geschmackvollen Bemalung der einzelnen Stücke. In feingetönter Abstufung erstrahlen die Farben auf dem matten schimmernden Elfenbein und verlieren auch bei intensiver Sonne nichts von ihrer Leuchtkraft.

Die Elfenbeinschnitzerei erfordert neben großer Geduld und Ausdauer ein sicheres handwerkliches Können und ausgebildete künstlerische Fähigkeiten, die besonders unsern einheimischen Schnitzern eigen sind. Nur der gediegenen, vollendeten Ausführung ihrer Arbeiten ist es zu danken, daß sich diese Industrie einer so großen Beliebtheit im In- und Ausland erfreut. *Solde Rogorsh.*

35 Grad Lärm.

Wie war jene Zeit ruhig, als noch keine Fabrik sirenen heulten, keine Autos durch die Straßen hupten, keine Bahnzüge rollten, keine Radios und Grammophone quitzelten und aus was anderem sich das Ueber-, Unter-, Durch- und Nebeneinander des modernen Stadtlärms zusammensetzt. Ueber Nacht kommt still das Leid, die Segnungen unserer Kultur kamen aber nachts und tags mit großem Tamtam. Mit einem Lärm, der durch alle Fugen und Ritzen bis in die hintersten Winkel der verborgensten Stube drang. Was hier die Natur Geheimnisvolles pries, das konnte man nicht kristallisieren lassen, wohl aber konnte man es messen, um es schwarz auf weiß getroßt nach Hause tragen zu können. Der wunderbare Apparat, mit dem man den Lärm zählt, wiegt und mißt, ist das Audiometer. Eine Skala ist in 100 Grade eingeteilt und reicht von den gerade noch hörbaren Geräuschen bis zu jenen, die einen entsezt vom Stuhle aufspringen lassen. Hier kann man ablesen, daß in einer belebten Großstadtstraße 60, in der Untergrundbahn 30, im Zimmer mit geschlossenen Fenstern 25 und bei einem geöffneten Fenster 35 Grad Lärm auszuhalten sind. Also oft soviel Lärm, daß man vor Graden krumm und lahm werden könnte. Der Lärm ist nicht so harmlos, wie er erscheint, nicht für den Gesunden, noch weniger für den Kranken. Sonst müßte der Arzt dem Patienten nicht so oft vollständige Ruhe verordnen. Der Schaden trifft nicht so sehr das Ohr (trotzdem ein großer Teil der Eisenbahner nach längerer Dienstzeit an Schwerhörigkeit oder gar Taubheit leidet), sondern in erster Linie das ganze Nervensystem. Das sinnfeine Tier zeigt den Einfluß des Lärms auf das Gehirn: beim Donner sträuben sich die Haare, beim Knall macht es einen Satz. Auch beim Menschen entstehen schon bei leisen Geräuschen Schauer, bei lautern wird die Atmung beschleunigt und sogar beim Schlafenden steigt der Blutdruck. Der Lärm rüttelt am heiligsten Gute unseres Körpers: am Gehirn, am Nervensystem. Die dauernde Inanspruchnahme unserer Nerven durch den Lärm führt zu allmählicher Erschöpfung des Nervensystems. Die Müdigkeit des Industriearbeiters ist weniger ein Erschlaffen der Muskeln, als ein Verjagen seiner Geisteskräfte. Seine Arme erschlaffen, aber in Wirklichkeit kann sein Kopf nicht mehr. Seine Nervenkraft erlahmt und setzt seine Leistungen herab. Der Lärm spannt unwillkürlich die Muskeln an. Je geräuschvoller die Schreibmaschine klappert, umso stärker schlagen wir auf die Tasten.

Aphorismus.

Nicht was der Mensch „weiss“, sondern was er „will“, entscheidet über seinen Wert oder Unwert, seine Macht oder Ohnmacht, seine Seligkeit oder sein Unglück. *Zschokke.*